

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Herausgirt von Franz Hermann von Hermannsthal.

III. JAHRGANG.

N^o 38.

Montag am 7. September

1840.

Don dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit portofreier Zufendung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Kaan, Nr. 190, im ersten Stocke.

Eine Fabel.

Ich trat in einen reichgeschmückten Garten,
Der prangend voll erblühter Blumen stand.
Es fehlte keine von den tausend Arten,
Und jede trug ihr schönstes Lichtgewand.

Da that ich an die Rose diese Frage:
»Die Blumenkönigin wirst du genannt;
»Und wirst du auch als Königin, o sage,
»Von dieser duftig bunten Schar erkannt?“

Die Rose sprach: »Und soll ich dich belehren,
»Erst lehre mich, wen heißt ihr Königin?“
Ich sprach: »Weil wir als Schönste dich verehren,
»So nennen wir dich Blumenherrscherin.«

Bezaubernd d'rauf erröthend sprach die Holde:
»Ei, nicht zu mir, du mußt zur Tulpe geh'n;
»Am Purpur ihres Kleides und am Golde
»Wirst du sie leicht als Königin ersch'n.«

Die stolze Tulpe? Ich trat vor sie und fragte:
»D sage mir, bist du hier Königin?“
Und sinnend stand sie, bis sie lächelnd sagte:
»Erst löse du mir deiner Frage Sinn.«

Und da ich nun den Sinn ihr kund gegeben,
Und daß zu ihr die Rose mich gesandt,
Sprach sie: »Die Königin siehst du hier neben“,
»Woll Lieb' an eine Lisse gewandt.

Und als ich d'rauf zur Lisse mich gewendet
Mit gleicher Frag' und Deutung, weist sie mir,
»Doch so erstaunt, als schien' ich ihr verblendet,
»Auf die Rose, duftend neben ihr.

Verwundert wollt' ich's mit dem Blümlein wagen,
Da kam der Gärtner, der mir zugeh'n.
»Laß“, sprach er lächelnd, »laß die eiteln Fragen,
»Für Kinder muß der Meister Rede steh'n.«

»So wie sie sind, so hab' ich sie erzogen:
»Sieh strahlen Licht und würzen Luft und Wind,
»Doch Jede sieht nur — wahnst du sie betrogen? —
»Wie hold nicht sie — wie hold die Schwestern sind.«

Hermannsthal.

Ein krainisches Bienenhaus.

Von Michael Heinko.

(Beschluß.)

Sieh da, die runzligen, zahnlosen, klapperbeinigen Matronen, welche in das Mühlwerk gethan wurden, haben

sich in glatte, rosenlippige, perlenzahnige, üppige, runde Weiberchen, als welche sie aus der Wundermühle wieder hervorkommen, verwandelt. Der Künstler wird ponceaufarben vor Erstaunen, als er statt seiner alten, rappelköpfigen Sibylle eine hübsche, blonde, niedliche Hexe in feinen Armen auffängt; der Schulze traut kaum seinen Augen, als ihm seine Rose, welche schon längst verblüht war, die er aber ob des Kranzes von Tausendguldenkraut, in dem sie stach, sich antraute, statt — gewohnter Weise — mit dürrn Mauschellen nun mit sammtweichen Händchen die dicken Backen streichelt.

Ein anderer Wienstock zeigt uns eine Hochzeit; drei Virtuosen mit Clarinette, Geige und Bass streichen und blasen wacker auf. — Jungens und Mädels im lustigen Gewühle drehen sich rasch herum. Im Hintergrunde sieht man die lieben Väter am Tische versammelt im Ringen mit Weinflaschen. Ganz im Vordergrunde ist die Braut und der Bräutigam; er ein starker, bausbackiger Junge, sie ein wackliges, abgelebtes Weiblein. Dessenungeachtet dreht sich diese Braut im Tanze herum, daß es eine Freude und ein Leid anzusehen ist. Aber der Maler hat, obgleich nicht sehr fein, angedeutet, wie es komme, daß sich das ehrwürdige Mütterlein bethören ließ, im hohen Alter noch einen Brauttanz zu wagen. An den Füßen dieser verspäteten Braut nimmt man nämlich ein sonderbares Locomotiv wahr: — es ist — der Herr Urian! — Der bösar-tige Robert liegt auf dem Bauche mit schadenfroh lächelnder Schnauze. In jeder Klaue hält er einen Fuß der Alten, und bringt sie so zum Hüpfen und Springen, wie er sie auch dazu gebracht hat, den Schritt zu wagen, und sich einen jungen Eheburtschen, nicht Ehemann, beizulegen, der in Kürze ihr Geld und sohin seine Ehegattin durchhauen wird.

Ein anderes Bildlein zeigt eine eben so sonderbare Scene, auch aus dem Capitel: »Ehe“, und zwar aus dem Abschnitte: »Variatio delectata“.

Da sitzt die Bäuerin mit dem Knechte am Tische in traulichem Gespräche und Getränke, nämlich vor einem mit Flaschen und Eßzeug wohl besetzten Tische. Die freunds-

chen Mienen zeigen eine gute Harmonie an und erwecken die gegründete Besorgniß, daß — für den Fall, als der Bauer einen Stammbaum besäße — ein Ast desselben etwas abseits ausschlagen und etwas knopperig werden dürfte.

Der Bauer aber, der arme Bauer! der ist indessen eingesperrt in einer Hühnersteige und sieht daraus betrübt dem Wesen zu.

So schlang des Himmels Huld
Um dies werthe Seelenpaar
Getreuer Liebe schönstes Band.

Auf der Hühnersteige sieht man einen Hahn stehen, welcher der dummen Meinung ist, die menschlichen Ehefrauen seien quasi auch Hühner, sich mit seinem Schnabel zu den Ohren des geplagten Ehemanns neigt und ihm Empörung anzurathen scheint; allein vergeblich — der Gute ist in derlei Evolutionen schon so einererziert, daß die Gebieterin keine Störung zu befürchten hat.

O wie würden die Hühnersteigen im Preise steigen, wenn allezeit eine erforderlich wäre u. s. w.

Noch ein Bild erlaube ich mir zu beschreiben, — allein vorläufig — hochgeehrte Leserinnen — bin ich so frei, zu untersuchen, ob Ihre Zimmerthüre nicht verschlossen ist, wo sich die Stiege befindet, und mehr dergleichen Vorsichtsmaßregeln, weil ich immerhin den Ausbruch des billigsten und edelsten Zornes besorge. Denn obgleich ich bei dem Anblicke des Bildes selbst von kaltem Erstaunen darüber durchdrungen war, wie weit sich der menschliche Geist verirren kann; obgleich es kaum glaublich ist, daß der Bienenstaat, der doch bekanntlich von einer Dame regiert wird, eine solche Beleidigung duldet, so kann ich doch dieses Bild um so weniger übergehen, als es gerade meine Absicht ist, zu bewirken, daß solches Ugeheurre von der Oberfläche der Erde vertilgt werde! — Allein zur Sache! — Aber wie fange ich es an? „Was ist's?“ — Nun es ist — ein — Schleiffstein — ja, ein Schleiffstein, aber leider! gedreht in schnellem, wüthenden Kreislaufe vom — Satan selbst, — und dieser schleift? — er schleift Weiberzungen! — Der höllische Schleifer steht vor dem Steine im Schurzfelde; große Brillen auf der Nase, einen Fuß am Drehholz. Er hat eben eine Dame in der riesigen Faust, und besieht mit prüfendem Blicke deren abgestumpftes Zünglein.

Ein Schock anderer, auch noch ungeschliffener Damen guckt aus der Tasche des Schurzfeldes hervor. Dagegen sind schon einige vollendeten Damen hinter dem Meister Schleifer. Ihre lebhaften Gesticulationen beweisen, daß das köstliche Sprachinstrument wieder scharf und spitz geschliffen ist, und wieder leicht und geläufig in Bewegung gesetzt werden kann. Doch weg von diesem Scheusal! Eine Damenzunge schleifen! o gemeiner Gedanke! wovon sollte eine solche Zunge etwa stumpf werden!²

Sie, die stets mit milder Rede
Fremde Fehler liebend deckt,
Eig'nen Vorzug schamroth, blöde,
In Bescheidenheit versteckt;
Nie der Laune, nie dem Zorne,
Die dem Neid, der Faltschheit dient,

Mit der Rede süßem Borne
Jedes Herz für sich gewinnt!

Ich bin daher erbötig, die im 8ten Jahrhunderte bestandene Secte der Ikonoklasten neuerdings zu organisiren, und auf alle Bienenhäuser Sturm zu laufen, damit derlei empörende und ehrenrührige Pasquille auf die Damen vertilgt werden mögen. Ich glaube um so gewisser, daß hierbei nicht viel zu fürchten wäre, als die weibliche Regentschaft des Bienenstaates ein solches Unternehmen zweifelsohne begünstigen und demselben Stich halten würde.

Der Taubstumme.

Novelle von E. A. Fonat.

(Fortsetzung.)

Elise wandte ihren Kopf und stellte sich schlafend; das Mädchen blickte sie lang an, und als es die Mutter fest schlafend glaubte, holte es die alte Harfe aus einer Zimmerecke herbei und schlich damit leise zur Zimmerthüre hinaus.

Aber der Schlaf floh die thränenfeuchten Augen Elisens; sie versiel in jenes dumpfe Hinbrüten, wo das ganze Leben und alle seine Ergebnisse vor unserer Seele schweben; sie überblickte ihre kurze, mit bitterer Erfahrung erfüllte Lebenszeit; die immer sich verringernde Neigung ihres Gatten wandelte sich in Gleichgültigkeit und endlich in Vergessenheit. Der Moment vergegenwärtigte sich ihr schmerzlich, wie ihr Gemal, aufs Höchste erbittert über ihre Thränen und Seufzer, sich von ihr trennte und in entfernte Gegenden zog — sie erinnerte sich, wie sie mit ihrem noch kleinen Kinde aus dem Glanze, der Wohlhabenheit nach und nach in Armuth und Dürftigkeit sank; sie gedachte, wie eine unsichtbare Hand sie mit reichen Gaben unterstützte, wie sie Gott täglich bat, er möge sie den unsichtbaren Wohlthäter erkennen lassen, und wie diese Bitte erfüllt wurde.

Sie erfuhr, daß alle Sorge für sie und ihre geringsten Bedürfnisse ein Werk des Taubstummen war. Sie ehrte den Edelsinn des Mannes, der ihr in ihrer Noth Hülfe bot, ohne durch sein Erscheinen ihre Ruhe und Zufriedenheit zu stören; aber Stolz und Dankbarkeit regten sich zugleich in ihrem Herzen, und nach langem Kampfe siegte der erstere.

Die arme Elise hatte nur einmal in ihrem Leben geirrt, nur einmal hatte sie die Regungen ihres Herzens mißverstanden, und diese Verirrung mußte sie durch ein langes stilles Leiden büßen; doch wollte und konnte sie aus jener Hand keine Unterstützung annehmen, der sie vor einigen Jahren ihr Loos zu vertrauen anstand. Sie gedachte ihres Hochzeitstages, wo ihr noch die letzten Strahlen des Glücks aus dem neblichten Himmel erglänzten, wo sie am Altare des Herrn um Stärke und Ausdauer bat, und an der Seite die blassen, traurigen Züge des armen Felix erblickte. Die Zurücksetzung ihres Gatten, und seine Trennung von ihr, hatten viele Tage der Thränen und des Jammers für das arme Weib hervorgerufen.

Sie änderte ihren Namen und, vertrauend auf die

Hülfe Gottes, verließ sie die Hauptstadt, in der Hoffnung, sich von ihrer Hände Arbeit ernähren zu können. Von nun an schwanden für sie auf stets gleichmäßige Weise die traurigsten Augenblicke; bei Tage nützte sie die Zeit zur angestregten Arbeit, am Abende unterrichtete sie die kleine Ernestine im Lesen oder dem Harfenspiel; im Traume lebte sie glücklich an Felixens Seite, wohin sie sich gezaubert wähnte, und mit neuer Kränkung und Bitterkeit erwachte sie am Morgen, das Elend rings um sich erblickend.

Aber die Anstrengungen des Körpers und die stets rege Spannung der Seele konnten nicht lange währen; ihre Kräfte schwanden, sie konnte alle Tage weniger arbeiten und nicht mehr so viel erwerben, als sie zur eigenen und ihres Kindes Ernährung bedurfte. Da ward Ernestine, obwohl kaum den Kinderjahren entrückt, ihre Stütze; sie besorgte die Arbeiten an die Besteller, verrichtete die häuslichen Geschäfte, und verließ ihre Mutter nur, wenn diese einschlief; dann eilte das Mädchen zu den Nachbarinnen, war ihnen bei kleinern Verrichtungen behülflich, und erhielt von diesen manche Geschenke, welche die täglichen Lebensbedürfnisse deckten.

Nicht selten dämmerte in Elises Seele der Gedanke: ob ihr Kind, um die Mutter vor Mangel zu schützen, nicht etwa bettle; aber über diesen Punct befragt, antwortete Ernestine: daß Alles, was sie bringe, erworben sei, und sie ihre Hand noch nie um eine Gabe bittend ausgestreckt habe.

Der frühere Glanz, in welchem sie gelebt hatte, bildete einen grellen Contrast zu dem drückenden Mangel der Gegenwart; aber Elise gewöhnte sich immer mehr daran, nur quälte sie ein Gedanke mehr als alles Andere: sie sah ihre Tochter einsam in der Welt, sie fühlte ihre schwindenden Kräfte und wußte, daß sie nicht mehr lange leben würde. Es kann keinen größern Schmerz für das fühlende Mutterherz geben, als der Gedanke, sein Kind, und noch dazu in solcher Lage, auf immer verlassen zu müssen.

Doch bald erheiterte ein Gedanke ihre bleiche Wange: sie dachte an Felix, aber nicht als den verschmähten, sondern den treuen Freund, den Beschützer und zweiten Vater Ernestinens, da sich der wahre von ihr losgesagt hatte. So lange sie noch dieser Erde angehörte, besaß sie noch Kraft und Entschlossenheit, um seine Hülfe auszusuchen, aber sollte sie sich einst von hier trennen, wünschte sie ihren einzigen und größten Schatz in seine Hände zu legen, um dann ruhig sterben zu können.

Als Elises Gedanken aus den wirren Träumen zu der traurigen Wirklichkeit zurückkehrten, begann es bereits zu dämmern; Ernestine war im Zimmer nicht zu erblicken, draußen aber stürmte ein heftiger Wind, so daß die schlecht zusammengefügte Wände zitterten. Die Mutter erhob sich von ihrem Lager und wandte vor die Hütte; die von der Arbeit rückkehrenden Tagelöhner grüßten lächelnd die traurige aber freundliche Nachbarin. Als diese den Abend herannahen, und schwere Wolken den Himmel um-

hüllen sah, begann sie ihre Tochter beim Namen zu rufen, aber ihre Laute, obwohl mit möglichster Kraft aus der Brust herausgestossen, tönten nur leise, und von der Anstrengung erschöpft, lehnte sich Elise an die Thüre der Hütte. Da vernahm sie die bekannten Töne der alten Harfe, und bei näherem Forschen gewahrte sie Ernestinen im Kreise von vielen Kindern; diesen mußte sie spielen und dafür wanderte das Nachtmal der kleinen Zuhörer in ihre Schürze. Endlich machte sie sich los, und eilte nach der Hütte, in der festen Hoffnung, die Mutter schlafend zu finden.

Wohl hatte diese ihr Lager eingenommen und die Augen geschlossen, aber die stürmisch pochende Brust bewies, daß eine starke Unruhe die Seele der Unglücklichen bewegte. Nie hatten noch so widerstrebende Gefühle ihr Herz eingenommen: Schmerz, Dankbarkeit, Nührung, Gewissensbisse folgten schnell aufeinander. „Ich konnte freilich keinen Anspruch auf Felixens Geschenke machen“, dachte sie, „allein war ich berechtigt, deshalb mein Kind dieser Schmach, dem Betteln auszusetzen? Vielleicht kann ich diesen Fehler wieder gut machen, ich will an Felix schreiben, daß er Ernestinen an Kindesstatt annehme — meines Bleibens auf dieser Welt ist ohnehin nicht lange mehr.“

Ernestine erwartete ungeduldig das Erwachen der Mutter, sie stellte das geringe Nachtmal für sie zurecht, und als Elise, von dem Halbschlummer erwachend, die Speisen ansah und sich abwandte, um die Thränen zu verbergen, küßte das Kind die verwelkten Wangen und sprach mit Engelsmilde:

„Iß nur, Mutter, ich habe nicht gebettelt.“

(Beschluß folgt.)

Weitere Mittheilungen

über die Erderschütterungen in hiesiger Gegend.

Wir erfahren so eben aus verlässlicher Quelle, daß die Erderschütterung vom 27. v. M., über welche wir in Nr. 36 dieses Blattes berichteten, um dieselbe Zeit auch im ganzen Bezirke Radmannsdorf verspürt worden ist. Beschädigungen jedoch sind nicht erfolgt, wenigstens bisher noch nicht bekannt geworden.

In Kramburg waren die Erderschütterungen zu gleicher Zeit sehr stark, und dauerten 4 — 5 Secunden. Vor ihrem Eintritte vernahm man ein fernem Rollen des Donners ähnliches Getöse; sowohl dieses Getöse als die darauf gefolgten Schwankungen nahmen die Richtung von Süden gegen Norden. Der Stand des Thermometers war auf 21 Grad R. In der Umgegend von Krainburg, namentlich im Orte Zirlach und auf dem Gute Thurn, soll das Erdbeben sehr heftig gewesen sein; im ersteren Orte sollen die Mauern der Kirche mehre Risse erhalten haben, und das auf einer Anhöhe stehende Schloß Thurn schwankte so stark, daß das Schwanke von außerhalb desselben gestandenen Knechten wahrgenommen wurde.

Die Pfarrkirche St. Martin zu Untertuchlein im Münchendorfer Bezirke hat durch dieses Erdbeben bedeutend gelitten, indem vier Gurten, welche dem Kuppelgewölbe zur Stütze dienen, mehre Spaltungen aufweisen, wodurch denn das Gewölbe selbst gefährdet erscheint. Dieses Gebrechen ist so geartet, daß es augenblickliche Vorrichtungen erforderte,

um darin den Gottesdienst noch in so lange abhalten zu können, bis die nöthigen Mittel zur vollen Herstellung des Kirchengebäudes werden angewendet werden. Uebrigens Vorsichten haben sich auch bei der stark gefährdeten Chorgewölbung als unerlässlich ausgewiesen. Die Umfangsmauern der Kirche sind an mehreren Stellen, namentlich ober den Fenstern, gespalten, und der Thurm blieb, vorzüglich in seinen unteren Theilen, von Beschädigungen ebenfalls nicht frei.

Die Pfarrkirche in Obertuchein hat bedenklich gelitten, nicht minder die Kirche in Mötznig, dem letzten Pfarrorte des Luchnerthales unweit der steierischen Grenze.

In Stein selbst war das Erdbeben sehr heftig und ließ die Kirche nicht unversehrt. Mehrere nahe gelegenen Schlösser sind auf bedrohliche Weise mitgenommen worden. In der ebengenannten Stadt hat man in der Nacht vom 29. auf den 30., dann am 30. v. M. um 6 Uhr morgens neuerliche Erderschütterungen, jedoch von geringem Belange, wahrgenommen. Da aber zur Zeit der letzteren die Gemeinde eben zum Gottesdienste in der Kirche versammelt, und die erschröckte Menge ihr Heil in der Flucht zu suchen bemüht war, so entstand ein so gewaltiges Volksgebränge, daß in demselben leider! mehre Menschen auf bedeutende Weise beschädigt wurden.

Die Erderschütterung vom 27. v. M. hat auch, so eben erhaltener Nachricht zu Folge, in Oberburg, Cillier Kreises, am Schlosse und mehreren anderen Gebäuden beträchtliche Spuren zurückgelassen, und sich, soviel bis jetzt bekannt ist, längs der Poststraße in Steiermark bis Feistritz, eine Post von Marburg, erstreckt.

Hier in Laibach haben noch am 27. v. M. um halb zwölf Uhr nachts, dann am 2. l. M. um vier Uhr morgens und kurz vor Mittag minder bedeutende Erdstöße statt gefunden.

Mannigfaltiges.

(Merkwürdiger Rechtspruch.) In einem schweizer Dorfe nahm ein reisender Franzose im Gasthose eine mäßige Mahlzeit ein, wofür der Wirth eine Rechnung von 12 Franken machte. Der Franzose machte Einwendungen gegen diese übertriebene Forderung, der Wirth aber versicherte, er könne Nichts nachlassen, worauf denn der erstere beschloß, sich im Gemeindegemache zu beklagen. Er fragte sich dahin, und mußte eine geraume Zeit auf den Richter warten. Endlich führte man ihn in das Gemeindegemache, wo nun der Fremde in der Person des Richters mit Erstaunen denselben Wirth wieder findet, gegen den er zu klagen hatte. „Sind Sie es, mein Herr, der hier eine Beschwerde vorbringen will?“ fragte der Wirth den Betroffenen. — „Ja, mein Herr.“ — „Worüber haben Sie sich zu beschweren?“ — „Sie wissen es ja. Hier ist meine Rechnung. Urtheilen Sie nun über sich selbst.“ — Der Wirth sah das Blatt durch und sprach: „Sie haben Recht“, worauf er als Richter sich selbst als Wirth verurtheilte, sechs Franken von seiner Forderung nachzulassen; „denn Jedermann auf der Welt muß sein Recht werden“, bemerkte er dem erstaunten Franzosen. —

(Der Besuv) raucht seit Ende Juli ziemlich stark, und läßt einen bevorstehenden Ausbruch besorgen. —

(Die Beduinen in Graß.) Am 22., 23. und 24. v. M. producirten sich die Beduinen, über deren Leistungen wir in Nr. 33 dieses Blattes Bericht erstatterten, in Graß. Dasselbst gibt es jetzt so Vieles zu schauen und zu hören, daß die erste Vorstellung nur schwach besucht

war; desto fruchtbarer für die Unternehmung fiel die zweite und dritte aus. —

(Stenographische Maschine.) Ein Künstler, Namens dell' Oro, hat eine Erfindung gemacht, welche in England große Theilnahme erregt, und selbe überall zu erregen geeignet ist. Diese Erfindung ist eine stenographische Maschine, mittelst welcher die Töne des Musikers sogleich auf das Papier übertragen werden können; es wird, wenn man den musikalischen Stenographen an einem Pianoforte oder an einer Orgel anbringt, jede Note, die der Künstler auf dem Instrumente anschlägt, durch die Maschine augenblicklich zu Papier gebracht. —

Vierteljahrsbericht aus Prag.

Während die deutsche Journalistik unserer Hauptstadt einen stillen, ernstern Gang befolgt, herrscht in der czechischen noch immer eine ungewohnte Regsamkeit. Das Mittelalter war die goldene Zeit der böhmischen Literatur, damals zählte auch unser Vaterland Männer, welche mit La Fontaine und Ariost rivalisirten.

In einer Restaurationsperiode steht nun die böhmische Literatur, und nur ein glühender Enthusiasmus, eine rastlose, mit vielen Opfern verbundene Wirkksamkeit mehrerer ausgezeichneten Männer konnte den Zeitpunkt herbeiführen, in welchem sich in dieser Beziehung der wohlthätige Erfolg in vielen Stücken äußert. Journale erscheinen schnell nacheinander, sie haben aber leider eben dieselben Vorzüge und Mängel, wie die deutschen; denn noch immer muß man dem Geschmacke des Publicums huldigen, um dem Blatte Abhlag zu verschaffen, und so verdrängt eine gewöhnliche Buchhändler speculation das mächtige Gedeihen des Geistes, sein unermüdetes großartiges oder nützlichcs Schaffen. Häufig nur die geglättete Schale, selten der süße aber kräftige Kern! Die „Zeitschrift des Museums“ und der „Wlastimil“ (Vaterlandsfreund) sind indessen zwei recht erfreuliche Erscheinungen, denn während die erstere viele wissenschaftliche Artikel von bedeutendem Werthe in ihren Spalten aufnimmt, befolgt die letztere einen in der gesammten Literaturwelt höchst notwendigen, aber eben so seltenen Ernst, und scheidet somit alle zwecklose Neuigkeitskrämerei und anwiderrnde, geistlose Färbung mit dem, was man als pikant bezeichnet, aus. Die KVVELY (Blüten) leisten viel Gutes, sie wählten sich außer Belletristik die schöne Aufgabę, die gesammte Slavenwelt gegenseitig zu verbinden, und sie würden sie gewiß erreichen, wenn sie nicht bei Beachtung des Vaterlandes allzulehr in's Kleinliche zu gehen bemüsst würden, um ihrem Despublicum zu genügen. Gute Hoffnungen hegen wir von der „Dennice“ (Morgenröthe), aber sie wurden eben so sehr getäuscht; denn ihr ganzes Wesen besteht aus dem Unwesen ewiger Uebersetzungen; nirgends ein Originalartikel, und wenn ja einer kommt, nicht recht genießbar. Die „böhmische Biene“ schlendert mit der Zeit weiter, unbeachtet von den Literaturfreunden, nur mehr für das Land bestimmt, und man muß es ihr zu Gute halten, daß sie völlig ins ancien régime gehört. Die wissenschaftliche Zeitschrift „Krok“ ist eben so werthvoll, als sie selten erscheint, denn oft harret man viele Monate auf ein neues Heft.

Außer der Journalistik äußern sich die fortgesetzten Bemühungen noch auf eine andere Weise, nämlich durch das Erscheinen von vielen Büchern, bei deren Beurtheilung man zunächst die Leser, für welche sie bestimmt sind, näher in's Auge fassen muß, um nicht eine gewisse, durch Nothwendigkeit begründete Grenze zu überschreiten. Es ist höchst lobenswerth, daß auch der gemeine Mann populär wissenschaftliche und unterhaltende Bücher bekommt, aber freilich muß man diese nicht zum Maßstabe eines allgemeinen Urtheils machen, weil so leicht der Irrwahn entsteht, die czechische Literatur beschäftige sich zu sehr mit gemeinen Piecen. Erst in neuerer Zeit hat der ausgezeichnete Celakovsky in seiner Centifolie und seinen Nachhall böhmischer Lieder gezeigt, daß man einen großen Fond schöner, edler und begeisternder Gedanken durch diese wohlklingende Sprache, in schöner Form und im Wettstreit mit poetischen Producten anderer Sprachen, auszusprechen vermag. Wolke der Strom immer nur so reines und süßes Wasser, nicht aber schmutzigen Schlamm, mit sich führen, wie bald würde das Land herrlich grünen und im schönsten Flor gedeihen.

Vielleicht wird es einer spätern Generation aufbewahrt bleiben, sich der Verklärung der böhmischen Sprache zu freuen, und sie wird dankbar die Mühen und Arbeiten unserer Zeit erkennen.

(Beischluß folgt.)